

**Frankfurter Rundschau** Samstag, 6. März 1999 (Zeit und Bild)

## Esprit im Salon

In Berlin lebt eine kulturelle Tradition auf · Von Johannes Wendland

Da stehe ich nun. Um mich herum Grüppchen, ins Gespräch vertieft. Man kennt sich. Ich kenne keinen. „Männer sind heute eher schüchtern“, wird später eine Salondame zu mir sagen. Da ist was dran.

Zuerst also der Raum. Ein kleines, galerieähnliches Zimmer, eine schmale Treppe führt hinauf in den eigentlichen Salon. Hier unten gibt es zum Empfang ein Glas Wein. Sächsisch, weiß trocken. An den Wänden hängen Grafiken, schnelle Porträts, andere stärker ausgearbeitete farbige Zeichnungen. Die Hausherrin selbst hat die Bilder geschaffen, Gisela Kurkhaus-Müller und Salondame. Die Wände sind sorgsam ausgeleuchtet, Licht in einer angenehmen Mittellage füllt den Raum. Hell genug, um die anderen wahrzunehmen, dunkel genug, um diskret die Lage zu peilen. Bei genauerem Hinsehen scheint es durchaus noch andere zu geben, die einzeln dastehen oder sitzen. Zunächst also mit der Hausdame angestoßen, ein Dank für die Einladung per Post, kurzer Smalltalk, dann Platz genommen in einer Ecke. Erstmals Reinhören, lächeln, verbindlich-unverbindlich.

Die kleine Runde erwägt Unterschiede zwischen verschiedenen Städtchen. Dresden ist träge und selbstverliebt, Berlin ziemlich anstrengend in diesen Tagen, Leipzig wird gelobt. Da kann ich nur beipflichten. Ein kleiner, mäßig geistreicher Beitrag, das Eis bricht. Der freundliche ältere Herr, der das Wort führt, entpuppt sich als Heiner Vogel, zu DDR-Zeiten republikweit bekannter Illustrator, jetzt passionierter Sammler von historischem Spielzeug, Büchern, Möbeln. Er steht im Mittelpunkt des Abends, dessen Thema das Spiel sein soll.

Berlin-Grünau, eine knappe halbe Stunde S-Bahn-Fahrt vom Alexanderplatz entfernt. In einem restaurierten Hinterhaus hat Gisela Kurkhaus-Müller ihr Atelier als Grafikerin und Malerin etabliert. Einmal im Monat räumt sie Staffelei und Farben beiseite und lädt zum Salon ins „Gartenhaus“. Der große Raum im Obergeschoß faßt bequem 30 bis 40 Besucher, ein Flügel füllt eine Ecke, die andere schmückt eine Vase mit einem dekorativ verschlungenem Zweig, von einem Spot angestrahlt. Am anderen Ende ist ein großes Büfett aufgebaut. Heute abend hat Gisela Kurkhaus, wie immer von ihren beiden Töchtern und ihrem Mann unterstützt, Speisen nach historischen Rezepten aus Mecklenburg aufgeföhren: Eine deftige „Kutschersuppe“ mit viel Fleisch und Würsten, Kartoffeln, Gemüse und Pfeffer brodelt über einem

Stövchen und duftet anstrengend, unförmige Blut- und Leberwürste sind auf der großen Anrichte drapiert. Dazu riesiges Landbrot.

Es sei gar nicht so einfach gewesen, Heiner Vogel zum Kommen zu überreden, erzählt die Hausherrin. Immerhin ist er aus Leipzig angereist, mußte dafür seine Sammlung für zwei Tage im Stich lassen. Das Sammeln nimmt ihn völlig in Beschlag, darüber wird Vogel an diesem Abend locker und mitreißend plaudern. Mit Stolz auf das Erreichte und leichter Selbstironie über den Spleen.

Eine Freundschaft aus ferner Vergangenheit: Gisela Kurkhaus und Heiner Vogel haben an der selben Hochschule für Grafik und Buchkunst studiert. Gisela Kurkhaus' Lehrer war Wolfgang Mattheuer, einen der Renommierkünstler der DDR, der in seinen Bildern zum Teil offen Kritik an den Ab- und Umwegen des Staatssozialismus übte.

Seit 1974 lebt sie aus Pommern stammende Künstlerin in Berlin; Leipzig und die Studienfreunde von einst sind ferngerückt. Doch nun gibt es die „Berliner Salons“, und Gisela Kurkhaus lädt sich nach Gusto Gäste ein. Dafür aktiviert sie häufig alte Bekanntschaften — bald soll auch Mattheuer, der sich seit der Wende aus der Kunstszene zurückgezogen hat, einmal kommen.

Oft bestimmen Zufälle die Themen ihrer Salonabende. So hatte sie vor einem Jahr einen Abend im Zeichen des Struwwelpeters veranstaltet, mit einer Lesung, improvisierter Musik für zwei Instrumente zu Motiven des pädagogischen Klassikers und einer Einführung durch die Leiterin des Frankfurter Struwwelpeter-Museums. Und im Gespräch fiel dann der Name des gemeinsamen Bekannten Vogel.

„Ich habe immer die Augen offen“, sagt Gisela Kurkhaus. Anregungen kommen, wenn sie durch Berlin flaniert. Wenn sie reist. Wenn sie Radio hört. Oder wenn sie in einem Café auf der Oranienburger Straße einem Journalisten Auskunft gibt. „Was haben Sie denn studiert? Sie sind Germanist? Wir könnten doch einmal zusammen einen Literaturabend gestalten...“

Die Salons sprießen in Berlin derzeit wie Pilze aus dem Boden. Auf dem Begriff liegt kein Copyright, deshalb verbergen sich dahinter die verschiedenartigsten Veranstaltungen. Es gibt literarische Salons, in denen namhafte Schriftsteller oder Debütanten ihre Werke vortragen. Es gibt einen psychoanalytischen Salon, feministische Salons („woman only“), und es gibt Philosophencafés, in denen in öffentlicher Runde erhebliche Fragen erörtert werden.

Warum heute? Warum Salons? Und warum gerade in Berlin?

„Wir leisten eine Hilfestellung, damit Leute miteinander ins Gespräch kommen“, sagt Yvonne Helmbold, die im Grünen Salon der Volksbühne Salonabende veranstaltet.

„In einer Stadt wie Berlin mit 3,4 Millionen Menschen kann man ganz schnell einsam sein. Wir wollen das Alleingelassensein etwas aufheben.“ Das sagt sie ganz ohne Anzüglichkeit. Verkuppeln möchte sie ihre Gäste nicht.

„Die Besucher schätzen es, in einer angenehmeren Atmosphäre als bei einer normalen Lesung den Abend zu verbringen“, meint Britta Gansebohm, die im Kulturhaus Podewil, den ehemaligen „Haus der jungen Talente“ einen literarischen Salon managt. „Viele haben sich an meinen Abenden kennengelernt, sie treffen sich wieder, und so herrscht bei meinen Salonabenden immer eine diskutierfreudige Stimmung.“

„Ich erkläre es mir so, daß es einfach wieder an der Zeit ist, etwas gegen den platten Konsum zu tun“, so Gisela Kurkhaus-Müller. „Die Leute, vor allem im Osten, haben heute viele Probleme und suchen das Gespräch.“

Gisela Kurkhaus veranstaltet seit 1997 Salons. Begonnen hat sie im Ostberliner Neubaugebiet Marzahn. Mitten zwischen den Plattenbaugebirgen versteckt sich das rekonstruierte Alt-Marzahn, ein, zwei Straßen mit Dorfhäusern, Fachwerk und Postkartenidylle. Im dortigen „Kulturgut“, präsentierte die Salondame Künstler, ließ Musiker auftreten und lud ein zum Gespräch. In dieser Umgebung wirkte ein Salon noch exotischer als im (neu-) bürgerlichen Grünau, mit seinen Villen mit Spreeblick. „Die Wende hat für uns alle fundamentale Veränderungen der Lebensbedingungen mit sich gebracht“, sagt Gisela Kurkhaus, „und darüber muß man einfach miteinander sprechen.“ Es ist wohl kein Zufall, daß die neuen Salons im Ostteil Berlins liegen. Das Publikum allerdings ist gesamtdeutsch, auch stammen nicht alle Veranstalterinnen aus dem Osten. Die echte zeitgemäße Berliner Mischung also. Aber noch mal: Warum Berlin?

Ein Troß bewegt sich zu auf die Hauptstadt, die erst in diesem Jahr wirklich Hauptstadt wird. Die Regierung kommt. Im Schlepptau Zehntausende Beamte und Tausende Journalisten. Das Diplomatische Corps zieht gen Osten, gefolgt von Verbänden und Interessenvereinigungen, die sich immer gerne in der Nähe der Macht aufhalten.

Auf den einzelnen im Troß heruntergeblendet heißt das: Neu in der großen Stadt. In einer grauen, steinernen Stadt, die sich etwas rauh und ruppig gibt. Ein Empfang, der nicht immer freundlich sein wird und vielleicht von Heimweh getrübt ist. Da gilt es, Pfade durch den Asphaltschungel, neue Freunde und Bekannte zu finden.

Bekanntschaften zu stiften, das funktioniert am besten in einem halb privaten, halb öffentlichen Raum. Berlin hat aber noch Nachholbedarf im gesellschaftlichen Leben. Salons bieten ein kleines Versuchsfeld, zwanglos, locker, ohne die Verbindlichkeit eines Vereins. Und dann ist da noch die Sache mit dem Stil. Berlin hat keinen. Das hat schon in den Zwanziger Jahren Kurt Tucholsky konstatiert. Neuberliner wie der Journalist Peter Merseburger haben die Klage am Ende des Jahrhunderts wiederholt.

In einer Stadt, deren Einwanderer aus allen Teilen der Republik kommen, verwundert das Fehlen einer allgemein anerkannten Norm öffentlicher Rücksichtnahme und Freundlichkeit nicht. Aber Berlin bemüht sich. Und in Salons kann man üben.

Schon die historische Berliner Salonkultur fand in den Quartieren zwischen Brandenburger Tor und ehemaligem Stadtschloß statt, im heutigen Bezirk Mitte also. Am Ende des 18. Jahrhunderts schwappte die Mode aus Paris herüber. Es waren vor allem die jungen jüdischen Salonièren, die den Geist der Aufklärung in die neue preußische Metropole trugen. Angeregt durch bildungsbürgerliche Lesekreise, etwa jenen im Haus des Gelehrten Moses Mendelssohn, ermöglichten die Salondamen im privaten Kreis freies Denken und romantisches Schwärmen.

Mendelssohn hatte sein Haus für Gesellschaften geöffnet, um jüdische Gelehrte, Schriftsteller und Philosophen aus ihrer Isolation zu befreien. Das war auch eine wichtige Funktion der Berliner Salons: Die Salondamen waren Angehörige der jüdischen Minderheit, einer Gruppe, der die Zugehörigkeit zur bürgerlichen Stadtgesellschaft verwehrt war.

1784 lud die damals 20jährige Arzttochter Henriette Herz erstmals in ihren literarischen Salon. Das Haus war traditionell gastfrei, Henriettes Mann, der Philosoph Markus Herz, hatte vorher schon seit Jahren Wissenschaftler zu Diskussionsabenden eingeladen. Der Salon stand zunächst ganz im Zeichen von Sturm und Drang und Werther-Kult. Wilhelm Humboldt und Friedrich Schleiermacher zählten zu den Freunden der polyglotten schönen Frau, Jean Paul und der Bildhauer Gottfried Schadow besuchten den Salon ebenso wie Ludwig Börne, der Henriette Herz unglücklich verfiel.

Einen anderen Charakter hatte der Salon Rahel Levin, die in die Dachkammer ihres Hauses in der Jägerstraße einlud. War der Salon von Henriette Herz stilvoll und großbürgerlich, so flogen bei der temperamentvollen und geistreichen Rahel schon einmal die Fetzen. Beim Tee diskutierte man im Salon der passionierten

Briefeschreiberin die Rechte der Frauen, den gesellschaftlichen Fortschritt und die Französische Revolution.

Auch Brendel, die feinsinnige Tochter von Moses Mendelssohn, stand ab 1790 im Mittelpunkt einer Teegesellschaft. Nach früher Heirat verwandelte sie ihren Namen in Dorothea, ihren Mann, den Bankier Simon Veit, verließ sie nach 15 Ehejahren, um mit dem jungen Schriftsteller Friedrich Schlegel zusammenzuleben. Über ihrem Salon lag so zeitweilig die Aura des Skandals.

Nachdem das noch unverheiratete Paar nach Jena umgezogen war, scharte es dort die Schriftsteller Tieck und Novalis um sich, den Philosophen Schelling sowie Caroline und August Wilhelm Schlegel. Der Jeaner Kreis um die Brüder Schlegel und ihre beiden Frauen Dorothea und Caroline wurde zum Mittelpunkt der deutschen Frühromantik. Die Salon-Idee hatten sie aus Berlin mitgebracht..

Die Berliner Salons sind ein bedeutendes Kapitel der jüdisch-deutschen Kulturgeschichte, so einflußreich, wie ambivalent. Die Salondamen Rahel Levin und Dorothea Schlegel wehrten sich gegen ihr Judentum und strebten nach Assimilation, was ihnen aber die Gesellschaft verweigerte. Die französische Besatzung Berlins 1806 beförderte unter Intellektuellen den jungen deutschen Nationalismus, der nicht frei war von antijüdischem Denken. Zehn bis 15 jüdische Salons, so schätzt die Autorin Verena von der Heyden-Rynsch, hat es in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Berlin gegeben. Diese Tradition brach nach der Jahrhundertwende rasch ab.

Als Rahel, die inzwischen Varnhagen hieß, 1819 in der Französischen Straße ihren zweiten Salon begann, blieb er trotz oder wegen seiner großen Bedeutung als Refugium des freien Geistes in der einbrechenden Restaurationszeit ein Einzelfall. Hegel, der Historiker Leopold Ranke und später Heine zählten zu den Gästen.

„Ich habe im allgemeinen nicht das Bedürfnis, im Mittelpunkt zu stehen“, meint Britta Gansebohm. Ihr literarischer Salon soll vor allem von den Autoren leben. Die 32jährige Niedersächsinn versteht sich eher als Impresaria. Sie fühlt sich dafür verantwortlich, daß das Ambiente stimmt. Die Besucher sollen eine freundliche Umgebung vorfinden, in der es sich gut sein läßt. Der kleine Saal im „Podewil“ ist mit schwarzem Stoff abgedunkelt. eine Palme schmückt die schräg gestellt Bühne, Tischtücher aus rotem und grünem Samt bedecken die runden Bistrotische, auf denen Kerzen und kleine Teller mit Knabbereien stehen. Eine Bar bietet Prosecco, weißen und roten Wein und Kaffee.

Es kommt vor, daß die Gäste mehr von Britta Gansebohm verlangen: Entertainerqualitäten, geist- und anekdotenreiche Einführungen oder auch den berühmten Schlitz im Kleid. „Das ist nicht meine Rolle“, kontert Britta Gansebohm. Zwar hat sie selbst eine Schauspielausbildung absolviert und als Tänzerin gearbeitet. Doch in der Rolle einer Vortänzerin fühlt sie sich unwohl. Yvonne Helmbold hat für ihren Grünen Salon kein Programm. „Die Leute wollen sich unterhalten“, sagt sie, „ein Programm stört nur.“ Ihre eigene Rolle ist dabei klar: Sie ist — zusammen mit ihrer Schwester und zwei weiteren Salonièren — dafür verantwortlich, daß sich alle Gäste wohl fühlen und den Abend genießen. Sie stellt Besucher einander vor, gezielt, so daß die auch etwas miteinander anfangen können.

Damit das gelingt, lädt Yvonne Helmbold jedesmal rund 130 Menschen ein, vom Studentenpärchen über Schauspieler bis zu Wissenschaftlern und Bankiers. Es gibt Stammgäste, aber stets kommen auch Salondebütanten. Die sucht sich Yvonne Helmbold nach Sympathie aus. Nur aus Prestigegründen würde sie keine VIP einladen, Langweiler sind ihr ebenso ein Graus wie allzu heftige Selbstdarsteller. Ihre Salonabende empfindet sie selbst als „Geschenk“, für ihre Gäste und auch für sich selbst. Im Grünen Salon veranstaltet die Kulturmanagerin an normalen Tagen Musik-, Tanz- und Chansonabende, ein aufreibendes Geschäft. „Einen gelungenen Salonabend kann man nicht erzwingen“, erzählt sie. „Wenn viel zu tun ist in einem Monat, dann geht es nicht. Man muß sich vorbereiten, schon morgens sich wohl fühlen und sich Vorfreuden. Dann muß man sich entsprechend ankleiden, einen Erfrischungssekt trinken und ganz relaxed hingehen. Dort muß alles perfekt vorbereitet sein, die Techniker und die anderen Salondamen müssen ebenso gut draufsein. Dann kann ein Abend gelingen, dann kann ich ihn auch selber genießen.“

Die „Kutschersuppe“ ist hervorragend, ein fast archaisch kraftvolles Gebräu in diesen kalorienarmen Küchenzeiten. Heiner Vogel hat seine Plauderei unterbrochen, obwohl er noch viel mehr zu erzählen hätte. Etwa, wie er wertvolle Bilderbögen auf Antiquariatsmessen spottbillig erworben hat, weil die Händler nicht im Bilde waren. Aber irgendwann ist Gisela Kurkhaus entschlossen dazwischengegangen und hat das Büfett eröffnet.

Inzwischen habe ich mir von der Pianistin des Abends erklären lassen, wie sie die kleinen Klavierstücke entdeckt hat, die sie hier vorträgt: Puppenstücke von Mendelssohn Bartholdy, Kinderspiele von Schubert, passend zum Thema des

Salons. Sie war früher schon einmal hier, es hat ihr gut gefallen, und daher ließ sie sich nicht lange bitten.

Irgendwie bin auch ich in eine Rolle hineingerutscht. Salongast zu sein, das hebt. Und jene Schüchternheit, die bei Gesprächen mit Unbekannten sonst mitspielt, scheint wie weggewischt.

Vielleicht ist auch das eine Definition für einen Salon: ein kleines Schauspiel das eine Gruppe Menschen aufführt. Nur für sich selbst, ganz zum eigenen Genuß.